

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 10

Artikel: Die Frau des blinden Forschers
Autor: Kind, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da liegt einer, der Geschichte gemacht hat. Auf einen glänzenden Aufstieg folgte ein jäher Fall, die Ungnade des Kaisers. Im Herzen des Volkes aber ist er nicht herabgestiegen. Das beweisen die vielen Bismarcktürme, die über ganz Deutschland verstreut sind, das beweisen die unzähligen Bilder und Erinnerungen, die unten im Museum zusammengetragen sind. Da liegen die Huldigungsadressen, die ihm von allen Seiten anlässlich seines achtzigsten Geburtstages zukamen, und dem Mausoleum gegenüber steht noch die prächtige Hirschgruppe, die ihm die Anhalter zum Geschenk machten.

Das Schloß, in dem der Fürst seine letzten Jahre verbrachte, ist nicht zu besichtigen. Die beiden andern Stätten erzählen deutlich genug, was für einen Schatz dieser Sachsenwald behütet.

Bismarck wollte hier, von den Bäumen umrauscht, begraben sein. An ein Mausoleum hat er wohl nicht gedacht. Das hat ihm die Liebe und Treue seines Volkes errichtet.

Er ist nicht gestorben. In vielen Büchern, die ihm gewidmet sind, lebt er weiter. Und in den eigenen, den politischen und persönlichen. Maler haben ihn gemalt, und Dichter haben ihn besungen. Hier, an dieser Stätte, fällt einem zuerst das Gedicht Fontanes ein.

Wo Bismarck liegen soll.

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh' in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde;
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein.“

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält,
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vom Licht der Sonnen,
Den Waldrand in Efeu tief eingesponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht so! —
Hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

Die Frau des blinden Forschers.

Die anmutige Genferin Marie-Aimée Lullin, in reichem Hause mutterlos aufgewachsen, genoß in der ersten Mädchenblüte den Tanzunterricht mit einem kaum ein Jahr älteren, aber schon sehr reifen Knaben zusammen, der auf sie bald einen tiefen Eindruck machte. Eine lebhaftige Neigung entspann sich. Keine bloße Tanzstundentändelei — eine echte, große Liebe verband nach und nach die zwei Herzen. Als die gemeinsamen Tanzübungen längst ihr Ende gefunden hatten, trafen sie sich nur desto öfter und ließen überhaupt nicht wieder voneinander.

François Huber, dem des Mädchens schwärmerische Bewunderung galt, war aber auch wirklich etwas Besonderes. Geboren 1750 in Genf, entstammte er einem geistig hochstehenden Hause, einem alten, aus Schaffhausen eingewanderten Geschlecht. Franz hatte viel von den glänzenden Gaben und Vorzügen seines Vaters Jean geerbt.

Der vielseitige Jean Huber war Musiker, Maler und Naturforscher zugleich. Lange hatte er als Offizier in fremden Diensten Umschau in der weiten Welt gehalten, in Deutschland, in Italien, in Frankreich. Heimgekehrt, wurde er Mitglied des Rats der Zweihundert und widmete sich vornehmlich der Malerei. Flotte Jagdgemälde und Porträts sind von ihm erhalten. Daneben modellierte er recht hübsch und sprühte

Verse, die selbst einem Voltaire gefielen. Mit diesem stand er in lebhaftem Verkehr, weilte oft auf dessen Landgut im nahen Ferney und mußte den alten Philosophen wiederholt malen, auch Szenen aus seinem Leben mit flinkem Pinsel festhalten.

Jean Huber brachte die feinen Scherenschnitte aus Papier in die Mode, ganze Landschaften zart umrissen und sicher herausgearbeitet gleich Silhouetten. Er schrieb über die Lenkbarkeit der Luftballone und noch im letzten Jahre seines Lebens ein Werk über den Flug der Raubvögel. Voltaire rühmt seine schlagfertigen Antworten, seine eigenartig lebendige Unterhaltung. Jean Huber, der von 1721—86 lebte, galt als einer der geistvollsten Männer seiner Zeit. Er wußte auch seine Söhne für Kunst und Wissenschaft zu begeistern.

Sein Sohn Franz entwickelte sich ungewöhnlich früh. Er erlebte alles tiefer und leidenschaftlicher als andere Knaben seines Alters. Es war, als sollte er, im Blick auf sein späteres schweres Schicksal, für Seel' und Geist einen innern Vorrat mitbekommen. Sein Vater ließ ihn die besten Schulen besuchen. Dort gesellte sich zu seinem Geschmaç an der Literatur bald auch eine besondere Neigung für die Naturwissenschaften; der treffliche Unterricht eines de Saussure förderte ihn mächtig darin, und im La-



Friedrichsruh: Mausoleum.

boratorium eines eifrig forschenden Verwandten konnte er sich üben nach Herzenslust.

Sein brennender Wissensdurst, sein glühender Verneiser machten nur zu oft die Nacht zum Tage. Er las und las — leider bei nur schwachem Licht. Wenn ihm dies von den sorglichen Eltern weggenommen wurde, las er in des Mondes blassem Schein.

Mit fünfzehn Jahren war beides, Gesundheit und Sehkraft des strebsamen Knaben so erschüttert, daß der Vater ihn zu zwei bedeutenden Ärzten nach Paris brachte. Tronchin, der seine Gesundheit wieder herstellen sollte, schickte ihn zu gänzlichem Ausspann in ein Dorf der schönen Pariser Umgebung.

Dort teilte Franz das Leben der Bauern, lenkte den Ochsenwagen, widmete sich allen ländlichen Arbeiten. Er genoß diesen Landaufenthalt mit ganzer Seele und mit dem besten Erfolg: er lebte völlig wieder auf und erfreute sich fortan einer schier unverwundlichen Gesundheit. Goldene Erinnerungen nahm er mit und eine bleibende Vorliebe für das Landleben. Die Bauern und Bäuerinnen weinten Tränen bei seinem Abschied, und sein Leben lang erzählte er von ihrer Gastlichkeit, ihrem Mutterwitz, ihrem Wohlwollen gegen ihn.

Aber seine Augen wollten sich nicht bessern. Der Pariser Augenarzt hatte ihm wenig Hoffnung gemacht. Einen Eingriff wollte er nicht wagen. Die beiden früher so strahlenden Augensterne gliehen einem müde flackernden, zum Verlöschen neigenden Lichte.

Aber noch tranken diese Augen durstig von dem goldnen Überfluß der Welt. Noch versenkten sie sich, nach der Heimkehr aus Frankreich, aufs neue in die warmen Augen der geliebten Marie-Admée. Tief nahm Franz das Bild dieses holden Mädchens in seine Seele auf. Sie war seine erste und einzige Liebe, sein schönster Traum in den nun folgenden Jahren.

So begabt der junge Huber war und so innig Marie an ihm hing — ihren Vater erschreckte die drohende Erblindung. Je mehr Franz sich dem Studium hingab, desto mehr versagten die Augen. Vergeblich blieben alle Bemühungen, sie zu erhalten. Staroperationen waren damals noch wenig bekannt.

Herr Lullin, der als Ratsherr und Staatssekretär ein vornehmes Haus in Genf führte, wollte seine einzige Tochter nicht für einen Blinden aufgezogen haben. Er befahl ihr, von dem Geliebten zu lassen. „Nie kann ich meine Einwilligung zum Ehebund mit ihm geben. Vielmehr

werde ich solchem Vorhaben den schärfsten Widerstand entgegensetzen. Das ist mein letztes Wort."

Marie jedoch wollte von einer andern Heirat nichts wissen. „Franz Huber oder keiner!" so hieß es bei ihr. Je mehr seine Erblindung zur Gewißheit wurde, desto mehr bedurfte er ja ihrer. Liebe heißt Hingabe. Hier konnte sie nun einmal ihre volle Hingabe, ja Aufopferung beweisen.

Ach, hätte sie ihre Mutter noch gehabt! Die hätte sie vielleicht besser verstanden. Sie hatte sie schon bald nach der Geburt verloren. Der ehrgeizige, gestrenge Vater versuchte alles, sie von ihrem Franz zu trennen und die Ehe zu hintertreiben.

Je mehr Marie sich von ihrem Vater bedrängt und verfolgt fühlte, desto enger schloß sie sich an den Geliebten an. Ihre Liebe steigerte sich zum Heroismus. Nach dem Genfer Gesetz durfte eine Tochter gegen den väterlichen Willen nicht getraut werden, solange sie nicht das 25. Jahr erreicht hatte. Marie Lullin wartete also geduldig die Ehemündigkeit ab. Der Vater entzog ihr jede Mitgift, jede Aussteuer, jeden Zuschuß. Ihre Tante enterbte sie. Die ganze Familie stieß sie von sich.

Aber das tapfere Mädchen ließ sich nicht beirren. Ihr Weg war ihr ganz klar vorgezeichnet. Unfägliches hatte sie in den sieben Jahren des Wartens zu leiden. Gewohnt, alle Wünsche des Vaters zu erfüllen, mußte sie jetzt ihm nein sagen, sich über alle von ihm geäußerten Bedenken hinwegsetzen, mußte dem von jenem geschmähten Manne treu bleiben, dem sie sich angelobt und der sie so nötig hatte. Wie glücklich fühlte sie sich in seinem Besitz! Dieser Besitz tröstete sie über allen Verlust, den er mit sich brachte.

Als eine Ausgestoßene rüstete sie in aller Stille ihre Hochzeit. Möchte ihr unerbittlicher Vater sie deswegen noch enterben, sie hielt zu ihrem Erwählten. Und sie hat es nie bereut. Durch so viel Anfechtungen hindurch schätzte sie den zäh festgehaltenen Besitz desto höher.

Raum war Marie Lullin volljährig, so ließ sie sich von ihrem Oheim mütterlicherseits trauen, dem ihr wohlgesinnten Pastor Milliet-Fatio; sie führte den inzwischen völlig erblindeten Geliebten selbst zur Kirche, ihn, den sie sich erkoren hatte, als er glücklich und strahlend vor ihr stand, und dessen dunklem Schicksal sie jetzt ihr Leben weihen wollte. Eine Base und vertraute Freundin stand ihr als Trauzeugin zur Seite. Sie wurde nachmals die Mutter des berühmten

Botanikers de Candolle; und diesem Sohn der Freundin verdanken wir, in Form eines Nachrufs, die einzige lebendige Schilderung von Hubers Forscherleben, die wir besitzen. Oft hatte der junge de Candolle seine Mutter von jener Hochzeit erzählen hören, von jener einzigartigen Liebesheirat der heldenhaften Frau — und er bezeichnet dies als eine seiner süßesten Jugenderinnerungen.

Ohne Klage folgte Marie aus der Kirche ihrem Gatten in das schlichte Häuschen vor der Stadt draußen, das ihre Heimat werden sollte. Es lag versteckt in ländlicher, bäuerlicher Umgebung, wie Franz Huber sie so liebte. Welche Wonne für sie, dies Heim nun ganz seinem Bedürfnis gemäß herzurichten und ihn darin zu hegen, zu pflegen, wie er es nötig hatte!

Auch Franz Huber hatte schwere Kämpfe durchgemacht in den Jahren, die jetzt hinter ihm lagen. Als seine Zukunftsaussichten sich verfinsterten, ja zerstört wurden, als der Schleier sich dichter und dichter über seine Augen legte und die Hoffnung bald gänzlich schwand, die schöne Welt weiterhin schauen zu dürfen; als er nur noch einen trüben Schimmer behielt — da wollte sich oft die Furcht über seine Seele breiten, zum Unglück der Erblindung könnte sich dasjenige der Vereinsamung gesellen, seine liebste Freundin, sein ein und alles könnte ihm eines Tages doch noch entrissen werden in den sieben langen und bangen Jahren des Wartens. Und da war es ihm täglich ein neues Geschenk gewesen, daß ihn die Geliebte nicht verließ. Ihre herrliche Treue war das Licht, das ihm leuchtete in seiner Finsternis.

Und nun durfte er die Unvergleichliche für immer besitzen! Wie hoffnungsfroh durfte er mit ihr sein Leben wieder ansehen! Was konnte er, mit einer solchen Gefährtin, nicht noch aus seinen Gaben und Kräften herausholen!

Um es kurz zu sagen:

Trotz seiner Blindheit wurde Franz Huber ein bedeutender Naturforscher. Es gelang ihm durch ganz neue, bahnbrechende, aber mit unendlichen Mühen erkaufte Untersuchungen über das Leben der Bienen seinen Namen berühmt zu machen. In Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen ernannte ihn unter anderem die Pariser Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied.

Nie hätte er das erreicht ohne seine treuliebende Gefährtin Marie-Aimée. Sie war sein Auge, seine rechte Hand, sein nimmermüder Fuß.



Friedrichsruh: Hirschgruppe.

Sie las für ihn, sie schrieb für ihn, sie beobachtete für ihn, sie experimentierte für ihn, sie machte tausend Gänge für ihn, sie hielt ihm alle Schwierigkeiten fern, in die der Blinde geraten konnte. Als er sie nach vierzigjähriger, überaus glücklicher Verbindung verlor, konnte er erklären, das Fehlen seines Augenlichtes sei ihm, solange sie lebte, nicht zum Bewußtsein gekommen.

*

Wir blicken in dies Eheglück hinein durch die eindrucksvolle Schilderung der Madame de Staël, die, in Genf lebend, oft in das Hubersche Haus kam.

Als sie mit einer Freundin die Familie Huber zum erstenmal besuchte — das Paar war damals etwa neun Jahre verheiratet —, gewahrten sie von ferne, so schreibt Frau von Staël (übrigens mit Veränderung der Namen) ein kleines, aber wohnlich trautes Bauernhaus, und schon vernahmen sie auch wunderbar zusammenklingende Singstimmen und Klaviertöne. Ein Knabe, der sich vor der Haustür mit Schneebällen vergnügte, lud die Ankommenden freundlich ein, näherzutreten. Seine Mutter hatte es drinnen gehört, kam sogleich heraus, den Gästen entgegen und empfing sie mit der liebenswürdigsten und verbindlichsten Miene.

„Wir folgten ihr in die kleine Stube, die ihren „Salon“ bildete, und erblickten einen Mann in den Dreißigern vor dem Klavier sitzend und ein achtfähriges Mädchen zum Gesang begleitend. Er erhob sich bei unserm Eintritt, seine Frau ging sogleich zu ihm und reichte ihm den Arm, ihn uns zuzuführen. Nun bemerkten wir, daß er blind war; jedoch hatte sein Gesicht trotz des verlorenen Augenlichts seinen Reiz und Adel behalten. Aber all seinen Zügen schwebte eine Ruhe, ein Friede, der uns tiefen Eindruck machte.

Er redete uns mit vollendetem Anstand und Feingefühl an. Seine Frau sprach voll Freude von den Beziehungen, die sie seit ihrer Kindheit im Elternhause mit meiner Freundin verbanden. Indem ich sie aufmerksam betrachtete, entdeckte ich nicht die leiseste Spur eines Leides in ihrem Gehaben; sie schien nicht zu ahnen, daß in ihrer Lage irgend etwas das Interesse oder gar Mitleid anderer erwecken könnte.

Ihr Gatte wollte uns seinen Garten zeigen. Er reichte seiner Frau den Arm, um dorthin zu gehn. So gewöhnt war sie, ihn zu führen, daß sie ihn nur ungern, um einige Anordnungen zu treffen, für einen Augenblick meiner Freundin überließ. Mehrere Male kehrte sie sich nach ihm um und schien zwar nicht beunruhigt — dazu ist

sie zu vernünftig —, aber durchaus gewohnt, keinen Schritt zu machen, ohne ihrem Gatten als Führerin zu dienen.

Herr Huber fesselte uns mehr und mehr durch seinen Geist, durch seine verständigen Gedanken. Wir fragten ihn nach seiner Arbeit, seinen Zwecken und Zielen, er antwortete frank und frei und schien vollkommen zu vergessen, daß er blind und in seinen Mitteln beschränkt war. Er machte uns den Eindruck eines glücklichen und gelassenen Mannes, der sich nicht etwa besonders zum Leben aufzuraffen braucht, der nicht einmal viel von Verzicht weiß; einzig wie er den Namen seiner Frau aussprach, wie er sie „Meine Liebste“ nannte — einen unbeschreiblichen Ausdruck legte er hinein, einen Ton, der tausend Erlebnisse mitschwingen ließ und sie uns andeutete, ohne davon zu reden.

Wir kehrten zum Hause zurück. Das Klavier stand noch offen. Wir sprachen den Wunsch aus, die Musik aus der Nähe zu hören, die uns bei unserm Kommen aus der Ferne entzückt hatte. Das treffliche Paar meinte zwar, sie sangen fast immer zu dritt mit ihrem Töchterlein, sie könnten nur sehr einfache Musik vorführen. Aber dann begann der Vater ein Vorspiel, das ein bedeutendes Talent und tiefes Gefühl verriet. Ich kenne nichts so Ergreifendes, als wenn ein Blinder sich dem Geist der Musik überläßt: es ist, als ob die Welt der Töne ihm ersetzt, was das Schicksal ihm geraubt hat. Läßt ein Blinder eine schwermütige Musik ertönen, so schließt er gleichsam das Geheimnis seines Kammers auf, über den er sonst nicht reden mag. Er genießt es, endlich eine beglückende Sprache gefunden zu haben, mit der er, ohne zu langweilen, die Herzen rühren kann.

Jetzt begannen die beiden Gatten zusammen zu singen, und bald stimmte auch ihre Tochter mit ihrer kindlich glockenreinen Stimme ein. Sie sangen ein Schnitterlied, nach einer Volksweise, mit folgendem Rehrreim:

„So sagt doch ja, lieb Mütterlein,
Gebt meinen Liebsten mir zum Mann,
Will lieben ihn, wie ich nur kann,
So wie Ihr liebt den Vater mein.“

Bei den letzten Worten leuchtete aus den Augen der singenden Mutter ein so warmer, dem geliebten Manne geltender Strahl, daß wir ganz ergriffen wurden. Bei der nächsten Strophe sang der Vater den Rehrreim:

„Mach's, Tochter, wie dein Mütterlein:
Nimm deinen Liebsten dir zum Mann,
Lieb' ihn so zärtlich, wie man kann,
Wie sie geliebt den Vater dein.“

Er sang es mit Inbrunst, und alle drei wiederholten zum Schluß den ihren eigenen Gefühlen so entsprechenden Rehrreim.

Meine Freundin wurde bis zu Tränen gerührt. Aber Marie umarmte sie und rief: „Was ist Ihnen nur? Hatten Sie uns für unglücklich gehalten? Dann hätten Sie sich schwer getäuscht!“

Und nun auf einmal, als hätte die Musik ihre Zunge gelöst und unsere Herzen ineinandergeflochten, erzählte sie aus ihrem Leben, erzählte von den Anfechtungen, die sie um dieser Verbindung willen daheim hatte erdulden müssen, erzählte von ihrem dauernden und täglich nur wachsenden Glück.

„Mein Gatte“, fuhr sie fort, „unterrichtet jetzt seinen Sohn und ich meine Tochter. Und unsere bescheidenen Verhältnisse schließen uns naturgemäß mit unsern Kindern viel enger zusammen und bringen uns ungekannte Freuden. Auch die Blindheit fesselt meinen Franz an seine Familie; dieses scheinbar schwere Unglück macht ihm meinen Arm, meine Stimme, meine Augen, meine Gegenwart unentbehrlich. Er ist ganz und gar nicht unglücklich!“

Er hat mich in den goldnen Tagen meiner Jugend geschaut. Er wird immer das gleiche Bild von mir behalten. Ich werde ihn stets mit der ganzen schwärmerischen Begeisterung lieben dürfen, ohne daß die durch den Verlust des Augenlichts verursachte Unsicherheit den Ausdruck meiner Gefühle beeinflusst.

Das höchste Glück einer Frau besteht darin, einem Mann sich verbunden zu haben, den sie ebenso sehr schätzt als liebt, der ihr nach Geist und Charakter überlegen ist und der in allem für sie entscheiden kann.

Wie traurig sind die Frauen daran, die selber ihr Leben lenken müssen, die beständig die Fehler und Schwächen ihres Gatten zu decken haben! Die allergrößte Freude aber gewährt es, in aufrichtiger Bewunderung zu dem Geliebten aufzublicken: Das verleih't all unsern Handlungen einen Zweck, unserer Selbsterziehung und Vervollkommnung einen dauernden Ansporn. Der wahre Ruhm besteht in der Zustimmung des Freundes, der dich durch seine Liebe ehrt. Das wahre Glück beruht nicht auf Geld und Gut, sondern in der treuen ehelichen Liebe, die uns geschenkt wird!“

„Sie hat Ihnen nicht alles gesagt“, fiel hier Franz Huber ein; „meine liebste Gefährtin hat Ihnen nichts gesagt von der Freude, die sie darin gefunden hat, mir alles zu opfern, mit einer beispiellosen Hochherzigkeit. Reich, jung, strahlend schön — hat sie ihr Leben einem mittellosen Blinden opfern wollen, der sie noch dazu um alles brachte, was sie besaß. Welch ein unschätzbares Gut hat mir in ihr der Himmel zugeteilt, zum Ersatz für das Unglück, das so viele davon Betroffene einsam ertragen müssen. Und die tiefe reine Liebe hat die Kraft, die Leiden des Lebens in Freuden zu wandeln; gern stelle ich mir vor, daß ich nicht einen Schritt ohne die Hand meiner Frau machen kann, daß ich mich nicht einmal nähren könnte, wenn sie mir nicht die von ihr bestimmten Speisen darböte. Keine neue Idee würde meine Einbildungskraft befruchten, wenn sie mir nicht die gewünschten Werke vorläse; kein Gedanke leuchtet meinem Geist auf ohne den Reiz, den ihre Stimme ihm leiht. Die Vorsehung, die mir das Leben geschenkt, hat meiner Frau die Sorge überlassen, dies Geschenk zu vollenden, welches ohne ihre Hilfe unnütz und schmerzvoll wäre.“

„Wie kommt es nur“, fuhr der Blinde fort, „daß nicht alle Menschen das Glück in ihrer Familie zu finden suchen? Meine Frau und sie allein konnte mein Leben zu einem so wonnevollen Lose gestalten.“

Freilich fehlt es mir, nie meine Kinder geschaut zu haben. Aber ich tröste mich damit, daß sie gewiß ihrer Mutter gleichen. Von allen Kindern, die meine Augen ehemals in sich aufgenommen haben, ist nur eins meiner Erinnerung vollkommen deutlich geblieben: das Angesicht meiner Frau. Vor ihr glaube ich mich nicht blind, so lebhaft stelle ich mir ihre Züge vor. Haben Sie bemerkt, wie süß ihre Stimme ist? Wenn sie spricht, betont sie so anmutvoll und weich, als möchte sie mir damit ein besonderes Vergnügen bereiten: ich empfinde alles, vergesse nichts, ein Händedruck, ein Herzenston verlöschen nie wieder in meiner Erinnerung. Was für ein glückliches Dasein, so die Liebe zu schmecken und sie zu genießen, ohne je die Launen des Herzens zu erfahren, wie sie so manchmal durch glänzendes Vermögen oder strahlende Schönheit verursacht werden.

Was wäre aus mir geworden ohne diesen Ehebund? Wie hätte ich mein Unglück tragen können ohne die, welche es mit mir teilen wollte? Wie hätte ich, der von der Natur Entwaffnete,

den Kampf des Lebens kämpfen können ohne diese treue Kampfgenossin? Durch sie und mit ihr bin ich vollkommen glücklich. Und nur in solcher Ehe findet der überall von den Wechselfällen des Lebens bedrohte Mensch Halt und Heil und Glück.“

Die Züge des Blinden waren verklärt von Begeisterung, während er so sprach. Bald darauf mußten wir aufbrechen; und das zufriedene Hubersche Paar mit ihren beiden Kindern geleitete uns bis an die Pforte. Wir hatten viel von ihnen gelernt. Wir hatten in einen wirklich beglückenden Herzensbund hineingeschaut. Blind, des früheren Wohlstandes beraubt, auf ein bescheidenes Teil, auf ein sozusagen bürgerliches Dasein angewiesen, sind diese edlen Menschen glücklich durch die eheliche Liebe.“

*

Es schmälert die Verdienste der treuen Gattin keineswegs, wenn Huber in seinem Forscherseifer sich nach und nach noch einen andern Gehilfen erzog. Der vielbeschäftigten Hausfrau konnte ja neben den wachsenden Aufgaben in der Familie, vor allem der Kinderpflege, unmöglich genug Zeit bleiben für die rastlose Forscherarbeit des geliebten Mannes.

Huber erzählt selbst in der Vorrede zu seinem berühmten Buch über die Bienen: „... Durch eine Reihe unglücklicher Zufälle bin ich in meiner frühen Jugend blind geworden; aber ich liebte die Wissenschaften und büßte den Geschmack an ihnen durch Verlust des Sehwerkzeugs nicht ein. Ich ließ mir die besten Werke der Physik und der Naturgeschichte vorlesen. Als Vorleser hatte ich einen Diener, Franz Burnens aus der Waadt, der an allem, was er mir vorlas, lebhaftesten Anteil nahm. Aus seinen Betrachtungen über das von uns Gelesene und den Schlüssen, die er daraus zu ziehen wußte, konnte ich bald erkennen, daß er das Gelesene ebensogut wie ich verstand und daß er eine gute Beobachtungsgabe besaß.“

Dies ist nicht das erste Mal, daß jemand ohne Vorbildung, ohne Vermögen und unter den ungünstigsten Umständen von der Natur allein zum Naturforscher berufen ward. Ich entschloß mich, sein Talent weiterzubilden und mich seiner einmal bei den von mir geplanten Beobachtungen zu bedienen. Zu diesem Zwecke ließ ich ihn zunächst die einfachsten physikalischen Versuche wiederholen; er führte sie mit viel Geschicklichkeit und Verständnis aus. Dann ging er zu schwierigeren Kombinationen über. Ich hatte

nicht viel Instrumente; aber er verstand, die vorhandenen und wenn nötig die weiter für uns erforderlichen Apparate selbst zu bauen. Seine Liebe zur Wissenschaft wurde bei so mannigfacher Beschäftigung mit ihr bald zu einer wahren Leidenschaft, und ich zögerte nicht, ihm mein Vertrauen zu schenken, voll überzeugt, gut zu sehn, indem ich durch seine Augen sah."

Mit diesem Schüler und Gehilfen konnte nun Huber völlig neue Untersuchungen über die Biene anstellen, die er sich sorgfältig ausgedacht. Er ließ seine Bienenstöcke auf eine Art herstellen und einrichten, auf die bisher niemand gekommen war; vor allem verfertigte er solche geistreich von Glas und in Buchform, so daß man die Arbeiten des Schwarms bis in alle Einzelheiten beobachten und sozusagen jede Biene in ihrer Lebensweise verfolgen konnte. Das ermöglichte ihm wichtige Tatsachen zu entdecken, die den früheren Bienenforschern entgangen waren.

Der von ihm dem Gehilfen eingeflößte Eifer, die Wahrheit zu ergründen, ließ diesen ohne Besinnen allen Gefahren trozen: man sah ihn einst sich eines ungeheuern Wespennestes bemächtigen, ungeachtet der schmerzlichen Stiche einer Horde von Stachelkäfern, die es verteidigten. Von Burnens Geduld und Hingabe bei den durchzuführenden Experimenten kann man sich, meint Huber, kaum eine Vorstellung machen.

"Es ist oft vorgekommen, daß sich Burnens 24 Stunden lang weder Ruhe noch Speise noch Zerstreuung gönnte, um einige Arbeitsbienen, die man für fruchtbar zu halten Grund hatte, beim Eierlegen zu überraschen. Waren alle Bienen eines Stockes zu untersuchen, so nahm Burnens mit größtem Geschick jede einzelne in seine Finger und prüfte sie aufmerksamst, ohne ihren Zorn zu fürchten; gewöhnlich wurde er auch von den Bienen nicht gestochen.

Häufig machte ich mir Vorwürfe, daß ich seinen Mut und seine Geduld auf eine solche Probe stellte. Aber er interessierte sich so lebhaft wie ich für den Erfolg unserer Experimente; und in seinem außerordentlichen Drang, die Ergebnisse kennen zu lernen, achtete er Mühe, Ermüdung und vorübergehende Schmerzen der Stiche für nichts."

Huber war es, der den Plan zu den Experimenten entwarf und mit seinen geistigen Augen ihren Gang beständig verfolgte. Aber in seiner Bescheidenheit sagte er: „Wenn ich mich um gewisse Entdeckungen verdient gemacht habe, so muß ich die Ehre mit Burnens teilen."

Was seine Vorgänger mit sehenden Augen nicht gesehn, gelang es dem Blinden festzustellen: die eheliche Vereinigung der Bienenkönigin geht nie im Bienenkorbe, sondern stets hoch in der Luft vor sich. Auch die Wirkung des zu frühen oder zu späten Hochzeitfluges hat Huber eingehend beschrieben.

Aufs sorgsamste erforschte er die Möglichkeit der Umwandlung von Arbeitsbienen in Königinnen durch geeignete Ernährung, die Kämpfe der Königinnen unter sich, die Niedermekelung der männlichen Bienen — die sogenannte Drohnenschlacht —, die Vorgänge, wenn in seinen gläsernen Bienenstöcken eine fremde Königin statt der eigenen eingeschmuggelt ward, die Bildung von Bienenschwärmen, den Einfluß der Zellengröße auf den Wuchs der Ansässigen, das Sicheinspinnen der Larven mit seidnem Faden, kurz hundert besondere Eigenheiten, Bräuche, Vorgänge der Bienen in all ihren Einzelheiten. Der Blinde hat diese Dinge so anmutig, anschaulich, ja malerisch geschildert, als wäre des Vaters Maltalent in des Sohnes Schreibfeder übergegangen. Wir sehen alles vor uns, was er doch nie gesehn, er beschreibt die Versuche so ausführlich, daß jeder Beobachter sie nachmachen kann. Das Bewußtsein, daß jeder andere zu den gleichen Ergebnissen kommen werde, verlieh ihm den Trost, trotz verlornen Augen für das Fortschreiten der Naturerkenntnis nicht unbrauchbar zu sein.

Sein erstes Buch erschien 1792 in Form von Briefen an seinen Freund, den Philosophen Ch. Bonnet, und unter dem Titel: „Neue Beobachtungen über die Bienen." Die Naturforscher staunten, nicht nur über all das Neuentdeckte, sondern vor allem über die peinliche Genauigkeit und das große Geschick, womit der Blinde, alle Schwierigkeiten überwindend, gearbeitet hatte. Die meisten Akademien Europas ernannten Huber zu ihrem Mitglied; der Dichter Delille besang dessen Blindheit und Entdeckungen. Der blinde Gelehrte wurde fortan in die Reihe der geschicktesten, der hellstichtigsten Beobachter gerückt.

Das spornte ihn nur zu desto eifrigerem Weiterforschen. Im zweiten Band seines Bienenbuchs (von 1814) konnte er ganz Neues berichten von den Arbeiten der Bienen oder ihrer Baukunst, dem Bienenwachs, der Atmung und den Sinnesorganen dieser merkwürdigen Insekten, sowie von dem Geschlecht der Arbeitsbienen.

Als der treue Burnens nach 15jähriger Tä-

tigkeit bei Huber zu seiner Familie zurückkehren mußte, konnte sich der blinde Forscher neben der unermüdlichen Hilfe seiner Gattin bereits der seines im Jahre 1777 gebornen Sohnes Pierre erfreuen. Dieser hat sich als Ameisenforscher (*recherches sur les fourmis indigènes* 1810) und Meteorologe (*Journal de météorologie*, von ihm gegründet 1829) hervorgetan.

Franz Hubers Werk über die Bienen ist als grundlegend für die Bienenforschung in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Maeterlinck, der ja selbst so geistreich über den Bienenstaat geschrieben, rühmt Huber als den Meister und Klassiker der heutigen Bienenkunde; keine seiner Beobachtungen sei widerlegt oder als irrig erwiesen worden.

Hubers frommer, für das Göttliche aufgeschlossener Sinn begnügte sich nicht, die Natur zu erforschen. Hinter dem Geschaffenen suchte er den Schöpfer und bewunderte ihn in der Harmonie und Zweck Sinnigkeit seiner Werke. Hierin fand er sich mit dem ihm befreundeten Denker Charles Bonnet zusammen.

Sehr genoß er seine beschaulichen Spaziergänge. Um allein wandern zu können, ließ er in den Alleen unweit seines Hauses Schnüre spannen, die ihm als Wegweiser dienten. Die Knoten in den Schnüren ließen seine tastende Hand die Richtung und den Standort erkennen, so daß er ohne Führer nach Hause zurückfinden konnte.

Hubers Musikliebe haben wir bereits kennen gelernt. Die Tonkunst, für die er die väterliche Begabung geerbt hatte, half ihm immer am schnellsten zur Entspannung und innern Erhebung. Er sang mit angenehmer Stimme und hatte sich von Kind auf in den Reichtum der italienischen Musik vertieft — einen Mozart und Beethoven gab es ja damals noch nicht. Auch im Kontrapunkt hatte er Unterricht gehabt, und oft hörte man ihn ansprechend phantasierend.

Neue Melodien, so erzählt sein Sohn, prägte er sich dadurch ein, daß er sich die Tonfolge diktieren ließ und danach die Oberstimme, die er dazu sang. Nun konnte er das Ganze ohne Anstoß wiederholen. Besonders seine Schwester half ihm gern in solcher Weise. Im Alter musizierte er öfters mit einer feingeistigen, sehr musikbegabten Dame, die blind war wie er selber.

Um sich mit fernen Freunden ohne fremde Hilfe zu verständigen, dachte er sich eine Art Druckerei aus. Sein Gehilfe Claude Lâchet, der an Burnens Stelle getreten war und bei dem Huber das mechanische Talent ähnlich entwickeln

konnte wie bei Burnens das naturwissenschaftliche, stellte ihm diese Druck- oder Schreibmaschine geschickt her: in Fächern geordnete, scharfgeprägte Schriftzeichen, die des Blinden Hand zu Wörtern reihte und mit geschwärztem Papier überdeckte, um sie dann mittels einer Presse auf ein weißes Papier zu drucken. Den so hergestellten Brief faltete und siegelte er selbst, stolz auf seine Unabhängigkeit! Sein ihm stets dienstbereiter und erfinderischer Sohn fügte noch algebräische Zeichen aus Terrakotta hinzu, die fünfzehn Jahre lang für den Vater eine Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung bildeten.

Huber erfreute sich stets der größten Rücksicht und Teilnahme seitens seiner Umgebung. Der arglose Blinde, der von Hinterlist und Betrugerei der Menschen nichts wußte, wurde von jedermann geachtet, nie überbortelt. Trotz seiner Erfolge begegnete er keinem Neide. Man wußte ihm Dank wie für eine Tugend, daß er glücklich war in einer Lage, die andere zu beständigem Klagen veranlaßt hätte. Lebenslang behielt er die Frische der Einbildungskraft, die Treuherzigkeit der Gesinnung, die er vor seiner Erblindung gehabt. Darum liebte er die harmlos frohe Jugend. Bis zu seinem Ende verstand er es, jungen Leuten bei ihren Studien den Weg zu weisen; ja er verstand es im höchsten Grade, die Kunst, sie lebhaft anzuregen und ihr Freund zu sein. Er war ungemein treu in seiner Liebe. Obwohl er immer neue Verbindungen anknüpfte, gab er doch seine alten Freundschaftsbeziehungen niemals auf.

In seinem Unglück lag, so urteilt de Candolle, auch eine Quelle seines Glücks. Aus diesem Gefühl heraus lehnte Huber es beharrlich ab, das eine Auge operieren zu lassen, dessen Sehkraft er vielleicht durch eine Starbehandlung hätte wiedergewinnen können.

Einer, der Huber zum ersten Mal begegnet war, äußerte zu de Candolle: „Jetzt kann ich es verstehen, daß das Volk im Altertum der Blindheit übernatürliche Eingebungen zuschrieb.“ De Candolle selber schließt seinen Nachruf:

„Seine klugen Forschungen, seine ausdauernde Willenskraft, seine Wahrheitsliebe, seine sanfte und zugleich unerschütterliche Ergebung in sein Schicksal habe ich stets bewundert, seine liebenswürdige Unterhaltungsgabe und seinen gütigen Charakter hochgeschätzt und geliebt.

Ich wäre glücklich, wenn junge Leute an seinem Beispiel sähen, was standhafte Zielstrebigkeit und Konzentration auf die Arbeit vermag,

und besonders, wenn die unter dem gleichen Schicksal Leidenden an seinem Vorbild lernten, sich in ihrer Lage nicht entmutigen zu lassen und seine bewundernswerte Philosophie nachzuahmen."

Das Beste aber in seinem Leben verdankte Huber ohne Frage seiner treuen aufopfernden Gefährtin; er hat das auch täglich anerkannt, und es war der größte Schmerz seines Alters, als sie ihm nach 44jähriger Freundschaft und 33jährigem engstem Zusammenleben von der Seite gerissen wurde. Gern sagte er von ihr: Ein großer Geist in kleinem Körper (*mens magna in corpore parvo*)! Voltaire preist in seinen Brie-

fen öfters den rührenden Zusammenklang dieses Baares.

Die letzten Lebensjahre verbrachte der Vereinsamte bei seiner Tochter, Madame de Molin, in Lausanne. Sein Forscherinn ruhte auch dort nicht. Die Entdeckung stachelloser Bienen in Mexico erregte sein lebhaftestes Interesse. Ein Freund ließ ihm einen ganzen Stock davon kommen, und der alte Bienenkenner hatte die größte Freude daran.

Bis zum letzten Augenblick behielt Franz Hubers Geist seine Schärfe und Frische. Im 82. Jahre entschlief er friedlich in den Armen seiner Tochter, am 22. Dezember 1831. Dr. J. Rindl.

Wenn ich mir schon was wünschen sollt' ...

Wenn ich mir schon was wünschen sollt',
Was einmal müßt' auf meinem Grabe stehn,
Ich dächte mir als schönen Traum:
Ein kleines Stückchen grüne Wiese
Und einen Apfelbaum. —
Und jedes Jahr, wenn Frühling naht,

Die Menschen hin zu ihren Gräbern gehn,
Sie sähen alle tief beglückt,
Wie meines über Nacht sich selbst geschmückt.
Sie würden staunend vor dem Wunder stehn —
Es würd' im Lenzesonnenschein
Das Wunder einer Auferstehung sein!

Hedwig Wanner.

Ju, der chinesische Diener.

Wir hatten im fernen Osten nie über chinesische Bedienung zu klagen. Im Gegenteil, sie war das Perfekteste, was man sich vorstellen konnte. Still, gewissenhaft, ergeben, hätte sie manchem europäischem Dienstpersonal als Vorbild dienen können. Aber dieses Mal? — Ja, dieses Mal, war es was anderes ...

Im Kreise unserer Bekannten hatten wir eine Familie, der wir besonders nahestanden und mit der wir sehr viel verkehrten. Sie bewohnten ihr eigenes reizendes Haus, welches, auf einer Anhöhe liegend, die schönste Aussicht hatte.

Die Dame des Hauses hielt sehr auf Pünktlichkeit und Ordnung, zu welcher ihr der uns so gut bekannte und von uns allen sehr beliebte Boy Ju das meiste beitrug. Alles verstand er. War ein Diwankissen in Unordnung geraten oder zerissen — man war sicher, daß Ju es in Ordnung brachte. Sollte eine besonders schwierige und komplizierte Speise bereitet werden, so war es wiederum Ju, der als geschicktester Koch sie zum besten gab. Nirgends waren die Dielen blendender als bei ihm, und in keinem Hause die Blumen so gepflegt wie unter Jus Händen. Er nähte, flickte, kochte, räumte und scheuerte die Zimmer und hielt alles in schönster Ordnung. Genau kannte er alle Angewohnheiten, nicht nur

seiner Herrschaft, sondern auch aller ihrer Bekannten, die zu Besuch kamen. Mit besten Empfehlungen von abreisenden Freunden übernommen, führte Ju schon sechs Jahre lang als volle Vertrauensperson das Regiment in diesem Haushalt. Er wußte von jeder Kleinigkeit, wo sie sich befand und schonte und säuberte sie, wie kein anderer es je hätte besser tun können.

Nun kam es, daß unsere Freunde auf 8 Monate auf Urlaub nach Europa gingen. Da wir uns gerade ein Obdach suchten, mieteten wir ihr Haus und zogen auf die Zeit ihrer Abwesenheit zu ihnen ein. Ju war selbstverständlich in die Miete einbegriffen.

Alles ging wie am Schnürchen. Lautlos räumte Ju morgens, in seinen weichen Chinesenschuhen schleichend, die Zimmer auf, ohne uns je zu wecken. Wenn man herauskam, lud uns der blendend gedeckte Tisch mit herrlichen Blumen zum schmachtigen Frühstück, das Ju, meisterhaft zubereitet, vor uns stellte. Alles blitzte vor Sauberkeit und Ordnung. Mit allem wurde er selbst fertig. Nur zu extragroßen Gesellschaften hatte er einen Freund, der ihm helfen kam. Besuch hatte Ju wenig, und wenn auch welcher da war, so merkte man es nicht. Selbst ging er selten aus.